

(Fortsetzung von Seite 560)

Am Abend sagte der Arzt zu mir: „Ich sah heute das Bild bei unserer Kranken. Es ist sehr schön. Freilich das Original ist es auch. Schade, dass sie nicht zu retten ist.“

„Ist sie so krank? Man sieht ihr das nicht an.“

„Das kommt erst in der allerletzten Zeit. Freilich dann geht es rapid.“

„Wie lange kann das noch dauern?“

„Da kann man nichts Bestimmtes sagen. Das hängt von mancherlei ab. Morgen eine kleine Erkältung, und ich garantiere für nichts. Im günstigsten Falle zieht es sich noch ein Jahr hin. Aber freilich, es gibt da keine Möglichkeit für einen Termin. Wir Ärzte haben das nicht in der Hand.“

Ob er meine Erregung merkte? Ob er etwas erriet? Fürchtete er, zu trocken gewesen zu sein, zu hart gesprochen zu haben? Wir verliessen das Thema. Er erzählte etwas übereifrig von einer Bergtour, die er gemacht hatte. Er war zu fein, sich auch nur eine Vermutung merken zu lassen. Ich ging aber bald nach Hause.

Welche Unruhe in mich kam. Noch nie hatte ich an ihren Tod gedacht. Mein Gott, Krankheiten dauern oft lange. Doch hier. Ein Jahr nur noch? Ein Jahr? Sollte ich vielleicht nie? Unmöglich. Und schliesslich, wenn ich sie gewönne? Musste ich dann nicht bald elender sein als jetzt?

Ich überlegte. Etwas in mir riet zur Flucht. Eine ungewisse, nicht zu schildernde Angst kam in mich, drang in mich ein, flutete hin über mein ganzes Sein. Ich lag wie erschlagen, wie ohnmächtig . . . aber ein letzter Wille rief: Ich bleibe, ich will, ich muss sie haben.

Und nun war mir, als begänne ich einen Wettlauf um ihr Herz mit dem Tode. Als sei der Tod mein Rival. Wer nahm sie zuerst für sich? Er oder ich?

Am liebsten wäre ich zu ihr gestürzt, hätte mich ihr zu Füßen geworfen, ihr gesagt, wie die Zeit so kurz . . . dass ich sie haben müsse, dass sie mich hinnehmen soll, dass uns beiden nur eine Henkersfrist bleibt. Konnte sie wählen? Welche Aussicht hatte sie? Sie durfte nicht zögern, sowenig als ich. Uns beide umdrohte dieselbe Gefahr, dasselbe Entsetzen.

Wie ich damals schon fühlte, dass ich mit ihr sterben würde. Ich hatte Todesschweiss im Gesicht, während das Leben lauter in mir schrie als je. Während mein Körper zu ihr hindrängte, mein ganzes Sein nach ihr griff. Ich konnte es nicht mehr daheim aushalten. Ich nahm den Hut und rannte nach ihrem Hause.

O dieses quälende Fieber, diese Unrast nach ihr. Und doch. Ich durfte mich nicht zu schnell ihr nahen. Ich hätte sie nur gescheucht. Sie hätte mich nicht begriffen. Vielleicht wäre sie mir böse geworden, und ich würde an meinem Glück vorbeigegangen sein. An ihr . . . die mir aufgespart . . . sie, für die ich in die Welt gekommen, sie, die für mich geschaffen war.

\* \* \*

Wie hielt ich es die nächsten Tage bei ihr aus, ohne ihr von meiner Liebe zu reden? Sie schien mir munterer, zutraulicher. Ich aber ward immer scheuer, ängstlicher. Hundertmal wollte ich ihr alles sagen. Doch ich konnte nicht. Meine Hände tasteten nach ihr wie irr . . . Doch sie flohen wieder scheu in Ehrfurcht . . . als sei solch eiliges Berühren Entweihung.

Ich ward wieder der Knabe in aller Reinheit.

\* \* \*

Ein Umstand kam mir zugute. Ein Umstand, durch den ich alles erriet. Eines Tages, als ich bei ihr durch die Tür trat, klatschte sie in die Hände. „Bravo,“ rief sie in ihrer halblauten, dunklen Stimme, „ich habe Ihren Namen